

Manfred Spitzer

Früher war alles später

... und heute zerreißen wir (uns) so schnell es geht



Wissen & Leben
Schattauer

Manfred Spitzer

Früher war alles später

herausgegeben von Wulf Bertram

Zum Herausgeber von „Wissen & Leben“:

Wulf Bertram, Dipl.-Psych. Dr. med., geb. in Soest/Westfalen. Studium der Psychologie und Soziologie in Hamburg. War nach einer Vorlesung über Neurophysiologie von der Hirnforschung so fasziniert, dass er spontan zusätzlich ein Medizinstudium begann. Zunächst Klinischer Psychologe im Univ.-Krankenhaus Hamburg-Eppendorf, nach dem Staatsexamen und der Promotion in Medizin psychiatrischer Assistenzarzt in der Provinz Arezzo/Italien und in Kaufbeuren. 1985 Lektor für medizinische Lehrbücher in einem Münchener Fachverlag, ab 1988 wissenschaftlicher Leiter des Schattauer Verlags, seit 1992 dessen verlegerischer Geschäftsführer. Ist überzeugt, dass Lernen ein Minimum an Spaß machen muss, wenn es effektiv sein soll. Aus dieser Einsicht gründete er 2009 auch die Taschenbuchreihe „Wissen & Leben“, in der wissenschaftlich renommierte Autoren anspruchsvolle Themen auf unterhaltsame Weise präsentieren. Bertram hat eine Ausbildung in Gesprächs- und Verhaltenstherapie sowie in Tiefenpsychologischer Psychotherapie und ist neben seiner Verlagstätigkeit als Psychotherapeut und Coach in eigener Praxis tätig.

Manfred Spitzer

Früher war alles später

... und heute zerreißen wir (uns)
so schnell es geht

Prof. Dr. Dr. Manfred Spitzer

Universität Ulm, Psychiatrische Klinik

Leimgrubenweg 12–14

89075 Ulm

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig. Das gilt insbesondere für Vervielfältigung, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Speicherung in elektronischen Systemen.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Besonderer Hinweis:

In diesem Buch sind eingetragene Warenzeichen (geschützte Warennamen) nicht besonders kenntlich gemacht. Es kann also aus dem Fehlen eines entsprechenden Hinweises nicht geschlossen werden, dass es sich um einen freien Warennamen handelt.

Schattauer

www.schattauer.de

© 2017 by J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger GmbH,

gegr. 1659, Stuttgart

Alle Rechte vorbehalten

Umschlagabbildung: Foto oben: Staatsbibliothek zu Berlin, Nachlass Gerhart Hauptmann; unten: Plakat von Emil Orlik zu Gerhart Hauptmanns Drama „Die Weber“, 1897

Gesetzt von am-productions GmbH, Wiesloch

Datenkonvertierung: Kösel Media GmbH, Krugzell

Printausgabe: ISBN 978-3-608-43243-5

E-Book: ISBN 978-3-608-19075-5

PDF-E-Book: ISBN 978-3-608-29074-5

Dieses E-Book basiert auf der aktuellen Auflage der Printausgabe.

Meinen sechs Kindern und zwei Enkeln

Vorwort

„Vielleicht werde ich später sterben, als ich heute annehme, aber ganz bestimmt früher, als ich mir wünsche“ – schrieb der Arzt Paul Kalanithi kurz vor seinem Tod im Jahr 2015. Hier liegen sowohl „später“ als auch „früher“ in der Zukunft. Im Titel dieses Buches meinen beide Ausdrücke hingegen Zeitpunkte in der Vergangenheit. Das mag dem unvoreingenommenen Betrachter logisch widersprüchlich erscheinen, ist es aber nicht. Und so darf man den meisten Menschen durchaus den Eindruck zugestehen, dass früher alles später war, d. h. dass die Zeit früher etwas langsamer verging als heute. Aber ist das wirklich so? – Unter anderem dieser Frage wird in diesem Buch (Kapitel 1) nachgegangen.

Weihnachten war auf jeden Fall weltweit früher später, und in Mecklenburg-Vorpommern ist sogar noch heute vieles etwas später, wovon sich jeder überzeugen kann, der dort einmal einen „entschleunigten“ Urlaub machen möchte. Diesen haben viele nötig, weil im Arbeitsleben dauernd gilt, dass Stillstand gleich Rückschritt ist, oder wie es der ehemalige Stuttgarter Oberbürgermeister Manfred Rommel gesagt hat: „Es ist auf dem Fahrrad wie in der Wirtschaft: Wer sich nicht fortbewegt, fällt um“ (zit. nach Merkel 2013). Daher – so wird uns heute gesagt – müssen wir zerreißen, um nicht selbst von der raschen Entwicklung zerrissen zu werden (Kapitel 2).

Diese selbstzerstörerische Disruptions-Rhetorik hat mittlerweile sogar die beschauliche Schweiz erreicht. Dort befindet sich in Zürich die einzige europäische Universität unter den zehn besten Universitäten der Welt: die *Eidgenössische Technische Hochschule (ETH)*. Der Direktor ihrer Bibliothek betitelt einen im Fachblatt *Forschung & Lehre* publizierten Aufsatz zur Neupositionierung der universitären Bibliotheken mit „*Digitale Disruption*“, kritisiert das veraltete „analogische“ Denken und verwendet auch an-

sonsten eine Terminologie, die Verbindungen zur digitalen Mafia gesetzloser Großkonzerne (die reichsten der Welt!) erahnen lässt (Ball 2016, S. 776): „Next Level Library“ klingt ähnlich wie das Erreichen des nächsten Schwierigkeitsniveaus beim Abschießen von Monstern; die „produktiven Change-Ergebnisse“ kennt man ansonsten nur aus dem Business-Geplapper von Managern. Es geht aber in der Wissenschaft weder um die „Konsumption wissenschaftlicher Inhalte“, noch lässt sich aus dem, was bislang passiert ist, ableiten, dass man nicht mehr auf „kleinschrittige Veränderungen“ und „jahrzehntelange evolutionäre Weiterentwicklung von Dienstleistungen und Prozessen“ setzen sollte – sondern auf Disruption. Bibliothekare, welche die ihnen anvertraute Bibliothek der „Vergangenheitsverschickung des Geistes“ bezichtigen (Ball 2016, S. 777), sofern und solange sie sich nicht selbst zerreißen, sollten uns suspekt sein!

Die Frage, ob mich mein Auto umbringen darf, kann, soll oder muss (Kapitel 4), gehört nicht zu den innerakademischen Kuriositäten, sondern mitten in unser Leben. Daher ist auch die Gründung einer Ethik-Kommission zur Lösung genau dieser Frage Ende September 2016 sinnvoll. Selten lag ein Nervenheilkunde-Editorial so klar am Puls der Zeit (bzw. drei Monate davor). Soll das Auto den Kinderwagen überfahren oder lieber gegen den nächsten Baum fahren und den (mit-)fahrenden Rentner opfern? – Ich hätte mich nicht getraut, die Frage so zugespitzt zu formulieren, wie das die Tagesschau vom 30.9.2016 getan hat!¹

1 „Kinderwagen oder Rentner?“, fragte ein Beitrag der Tagesschau vom 30.9.2016, der über die Gründung einer Ethik-Kommission berichtete, die Leitlinien für Autonomes Fahren entwickeln soll. Im Beitrag wurden auch bereits zwei Regeln genannt: (1) Sachschaden geht vor Personenschaden, (2) Keine Unterscheidung von Personen. Das würde bedeuten, dass sich das selbstfahrende Auto nicht zwischen Kinderwagen oder Rentner entscheiden können wird. Wen überfährt es dann?

„Sachschaden geht vor Personenschaden“ und „keine Klassifizierung von Personen nach welchen Kriterien auch immer“, hörte man den Verkehrsminister reden. Aber was soll dann geschehen, wenn es spitz auf knapp kommt? Ich bin gespannt, was die Ethik-Kommission sagen wird. Und vor allem: Wenn wir schon wissen, dass keiner ein Auto kauft, das seinen Besitzer notfalls umbringt (wie der ausführlich diskutierte *Science*-Artikel nahelegt), und wenn die Autoindustrie Recht hat, dass autonomes Fahren sicherer ist als das Steuern durch Menschen, wie entgehen wir dann der Zwickmühle, dass die besten Intentionen mehr Tote bewirken?

Interessant ist in diesem Zusammenhang, dass die meisten Deutschen ganz offensichtlich einer utilitaristischen Ethik folgen, wie ein TV-Experiment der ARD am 17.10.2016 zeigte: Die Zuschauer einer Gerichtsverhandlung, in der es darum ging, ob man 165 Menschen töten darf, um 75 000 Menschen zu retten, stimmten ab, ob der Angeklagte schuldig oder nicht schuldig sei, und befanden ihn mehrheitlich (86,9 %) für nicht schuldig (waren also der Ansicht, man dürfe wenige Menschen töten, um viele zu retten). Das ganze Experiment war methodisch nicht sehr sauber durchgeführt worden: Eine „Versuchsanordnung“ (so der Autor der Geschichte) sieht anders aus, die Aufzeichnung der Daten war offenbar mangelhaft² und nicht einmal die Anzahl der Teilnehmer wurde berichtet. Dennoch mag man es als Beleg dafür nehmen, dass die

2 Auf *Spiegel online* fand sich am Tag nach der Sendung das Folgende: „Ein vergleichbares Ergebnis gab es auch in Österreich und der Schweiz. Allerdings monierten viele Nutzer, das Onlinetool habe nicht funktioniert, die Telefone seien dauerbesetzt gewesen. Dass die ARD an einem solchen Abend die Technik nicht im Griff hat, ach, so unnötig“ (Haeming 2016).

Deutschen im Hinblick auf ihre Moral mehrheitlich nicht aufgeklärt (Menschen sind niemals Mittel zum Zweck), sondern praktisch denken.

Ebenfalls um die Moral – nämlich die der Süd-Koreaner – geht es in Kapitel 3: Was sollten wir denken, wenn Computer irgendwann nicht nur schneller rechnen können als Menschen (das ist schon seit Jahrzehnten der Fall), sondern auch kreativer denken? Hören wir dann frustriert auf, kreativ zu sein? – Ich denke nicht, denn vieles von dem, was heute in dieser Hinsicht behauptet wird, ist nichts als Hype. Wie die Realität wirklich ist, zeigt wieder der Blick nach Süd-Korea: Dort wurden im Jahr 2015 Gesetze erlassen, durch die die junge Generation (alle unter 19 Jahren) vor den Auswirkungen von Smartphones geschützt werden (Kapitel 5). Zu diesen gehört auch Kurzsichtigkeit, die bei Kindern und Jugendlichen entsteht, wenn sie zu wenig im Freien sind und zu wenig in die Ferne sehen (Kapitel 6).

Ganz oft wird behauptet, dass wir Menschen uns schlicht und ergreifend an neue Technik gewöhnen müssten: Wir ändern uns ganz einfach, passen uns an, und werden vielleicht in einigen tausend Jahren mit USB-Anschluss hinter den Ohren geboren. Wie wenig dies mit der Realität zu tun hat, kann man daran ablesen, wie sehr unser Menschsein umgekehrt unsere Nutzung der modernen Technik bestimmt: Wir kommunizieren letztlich nicht anders als vor hunderttausend Jahren, wie sich mit Big Data, d.h. der Analyse großer Datenmengen zur menschlichen Kommunikation, zeigen lässt (Kapitel 7 und 8).

Die nächsten vier Kapitel beziehen sich auf ein Problem, das mich seit ihrer Abfassung nicht mehr loslässt: Armut. Das Problem ist weitaus komplexer, als man zunächst vermuten könnte, geht es doch um viel mehr als nur die Abwesenheit von Geld (Kapitel 9 bis 12).

Die letzten sechs Kapitel dieses achtzehnten Buches seiner Art – es handelt sich wie immer um meine Beiträge aus

einem Jahrgang der Zeitschrift für Nervenheilkunde – greifen jeweils aktuelle Erkenntnisse auf und stellen sie in einen Zusammenhang; Das Lesen von Büchern erweist sich als lebensverlängernd (Kapitel 13); Toxoplasmose beeinflusst das Verhalten von Primaten – einschließlich des Menschen (Kapitel 14); Ärzte stehen zwar anders zum Tod als medizinische Laien, sterben aber dennoch kaum anders (Kapitel 15); Ziegen besitzen eine Form des Einfühlungsvermögens (Kapitel 16); Einsamkeit beeinträchtigt die Gesundheit (Kapitel 17); und die Anzahl der grundlegenden Geschmacksqualitäten ist weitaus größer als bislang gedacht (Kapitel 18). Wie immer bin über diese Themen „gestolpert“, sei es beim Suchen nach anderen Informationen, im Gespräch mit Kollegen oder beim Durchblättern wissenschaftlicher Zeitschriften. Getrieben von Neugierde recherchierte ich dann jeweils weiter, bis der Kontext klar wurde und der neue Befund damit in einen größeren Zusammenhang einzuordnen war. Diese Arbeit macht mir auch nach 18 Jahren noch immer sehr viel Freude und wird nie langweilig. Auch kam es noch nie vor, dass sich keine Thematik ergeben hätte, es ist eher umgekehrt: Zuweilen geschieht so viel, dass man nicht mehr nachkommt und genau deswegen einen Beitrag nicht rechtzeitig fertig bekommt.

Auch im Jahr 2016 haben mir meine Mitarbeiter geholfen, die Psychiatrische Uni-Klinik in Ulm durch nicht immer ganz ruhiges Fahrwasser gut zu steuern. Ihnen allen gilt dafür mein ganz besonderer Dank! Wir begegnen uns gegenseitig und unseren Patienten mit Aufmerksamkeit und Respekt, und so komme ich jeden Morgen gerne zur Arbeit, freue mich auf gemeinsame Visiten und auf die vielen Begegnungen und Gespräche am Rande. Es sind die Kleinigkeiten, die im Leben den Unterschied machen!

Ebenfalls danken möchte ich den Verlegern Dieter Bergemann und Dr. Wulf Bertram sowie den Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern beim Schattauer Verlag, die sich

mittlerweile schon um gut 20 Bücher aus meiner Feder gekümmert haben, insbesondere Frau Dr. Anja Borchers, Frau Ruth Becker, Frau Birgit Heyny und Frau Dr. Petra Mülker.

Meiner Morgenrunde (Julia, Georg & Thomas) danke ich für die alltägliche Einsamkeitsprophylaxe und Ermunterung! Der Band (Wulf & Joram) für die gelegentlichen, viel zu seltenen diesbezüglichen Hochdosis-Interventionen. Wäre das nicht und hätte ich dazu noch keine Kinder (und damit auch keine Enkel), dann wäre ich nach den in diesem Buch diskutierten Erkenntnissen schon längst tot.

Hiddensee, Mecklenburg-Vorpommern,
am Reformationstag 2016

Manfred Spitzer

Literatur

- Anonymus. Damit der Autopilot die richtige Entscheidung trifft. In Berlin trifft die „Ethik-Kommission zum automatisierten Fahren“ erstmals zusammen. FAZ 1.10.2016, S. 29.
- Ball R. Digitale Disruption. Warum sich Bibliotheken neu positionieren müssen. *Forschung & Lehre* 23(9): 776–777.
- Haeming A. „Hart aber fair“ zum ARD-Film „Terror“. „Sonst sind wir schnell bei Volksjustiz“. Spiegel online 18.10.2016 (<http://www.spiegel.de/kultur/tv/ard-film-terror-und-hart-aber-fair-so-lief-das-tv-experiment-a-1117059.html>; abgerufen am 25.10.2016).
- Merkel A. Rede von Bundeskanzlerin Merkel bei der Eröffnung der EUROBIKE 2013, 28.8.2013 (<https://www.bundesregierung.de/ContentArchiv/DE/Archiv17/Reden/2013/08/2013-08-28-merkel-eurobike.html>; abgerufen am 24.10.2016).

Inhalt

1	Früher war alles später – und besser	1
2	Zerreißen oder zerrissen werden?	11
3	Go und die Moral in Südkorea	28
4	Sollte mein Auto mich umbringen wollen müssen . .	43
5	Smart Sheriff gegen Smombies	53
6	Kurzichtig wegen mangelnder Weitsicht	75
7	Telefonieren studieren	85
8	Was geschieht beim Online-Dating?	93
9	Stunting: Gehirnentwicklung, Status und Statur. . . .	108
10	Armut tut weh	117
11	Armut macht dumm	132
12	Die Theorie der Lebensgeschichten.	163
13	Wer Bücher liest, lebt länger	177
14	Protozoen und Persönlichkeitsstörungen, die Psychiatrie und der Ursprung der Menschheit . .	186
15	Ärzte sterben gewöhnlich	219
16	Ziegen sind auch nur Menschen	231
17	Einsamkeit – erblich, ansteckend, tödlich	238
18	Stärke – der sechste Geschmack?	261
	Sachverzeichnis	271

1 Früher war alles später – und besser

Früher war Weihnachten später – so lautet der Titel eines Buchs (4), das man in diesen Tagen vielleicht gerne einmal hervorholt, um darin zu schmökern (► Abb. 1-1). Wenn man bedenkt, wie früh heute die Nikoläuse und Sterne in die Schaufenster und in die Gassen zwischen ihnen gelangen, so kann man dem Titel aus rein empirischer Sicht nur zustimmen: „Die Blätter an den Bäumen sind noch nicht einmal gelb, geschweige denn welk, und schon hängt die Weihnachtsbeleuchtung in den Ästen. Immer früher stapeln sich die Schokoladen-Nikoläuse an den Kassen, beschallen elendig vertraute Weihnachtsmelodien die Fußgängerzonen und Supermarktgänge“, bringt der Klappentext des genannten Buchs die Problematik auf den Punkt. Die Vorver-



Abb. 1-1 Cover der beiden hier erwähnten, sehr lesenswerten Bücher.

lagerung bewirkt leider, dass man an Weihnachten gar keine Weihnachtslieder mehr singen mag, vom Essen der zum Fest schon alt gewordenen Weihnachtsplätzchen einmal gar nicht zu reden.

Früher hat man die Feste tatsächlich gefeiert wie sie fielen, während man sie heute vorverlegt. So grüßt nicht nur das leicht gelbliche Herbstlaub den Weihnachtsmann, sondern der Schneemann auch den Osterhasen, der seinerseits wahrscheinlich demnächst dem Pfingstochsen zu winken dürfte. Marketing-Spezialisten wissen warum: Wenn aus dem neuen Auto oder Buch innerhalb weniger Wochen ein Vorjahresmodell zu werden droht – weil sich ein *Jahreswechsel* dummerweise von einem Tag auf den nächsten vollzieht – dann muss man Produkte des kommenden Jahres früher verkaufen, damit sie später altern: Das Auto-Modell vom Frühjahr 2017 kann man daher schon im Herbst 2016 kaufen, ebenso ein 2017 erscheinendes Buch (wer das vorliegende Buch schon 2016 kauft und dies nicht glaubt, der schaue selbst vorne im Impressum nach!). Unsere Abneigung gegen das Altern ist also letztlich die Triebfeder dieser Beschleunigung. Und weil wir alle das Altern noch mehr fürchten als der Teufel das Weihwasser, wird sich an diesem Trend nichts ändern. Irgendwann, vielleicht erst im Jahre 2098, werden wir zum Fest der Feste Bücher verschenken oder geschenkt bekommen, deren Erscheinen auf das Jahr 2100 datiert ist.

Gemäß diesem Trend war also früher tatsächlich alles später. Dies galt übrigens nicht nur für das genannte hohe christliche Fest, sondern auch – zumindest im rechts-oberen Zipfel der Republik – nahezu für dessen Gegenteil: den Weltuntergang.

„Wenn ich wüßte, dass die Welt morgen unterginge, dann würde ich nach Mecklenburg ziehen, weil dort alles 50 Jahre später geschieht.“ Dieses Otto von Bismarck zuge-

schriebene¹ Zitat drückt ganz wunderbar aus, wie unterschiedlich die Zeit subjektiv erlebt wird. Im Nordosten Deutschlands scheint sie noch heute langsamer zu gehen als im hektischen Südwesten zwischen High-Tech und Spätzle.

Die Angst vor dem Altern, d.h. vor dem Vergehen der Zeit, bewirkt also, dass die Zeit rascher vergeht – so paradox dies auch klingen mag. Dass damit ein Teufelskreis in Gang gesetzt wird, macht die Sache ebenso wenig besser wie die Tatsache, dass daraus Angst und Stress resultieren. Und weil wir dies wiederum nahezu definitionsgemäß nur aversiv erleben können, war früher nicht nur alles später, sondern eben auch *besser*.

Wie ich im Folgenden zeigen möchte, ist das sich gegenwärtig vielen aufdrängende Gefühl, früher sei es langsamer und besser zugegangen, vielschichtig: Sowohl objektive als auch subjektive Faktoren spielen eine Rolle. Ihnen nachzugehen lohnt sich – gerade in einer Jahreszeit, die durch lan-

1 Nach allem, was der Schweriner Stadtarchivar Bernd Kasten hierzu in einem ganzen Buch in Erfahrung gebracht und sehr lesenswert publiziert hat, geht das genannte Zitat ganz sicher *nicht* auf Otto von Bismarck zurück, obwohl es ihm vielfach und trotz gegenteiliger Evidenz mit zunehmender Begeisterung zugeschrieben wird. „Urheber war stattdessen der sozialdemokratische Politiker Franz Starosson, der die Geschichte zuerst 1919 in einer Landtagsrede verwandte“ (3, S. 25). Zu erwähnen wäre an dieser Stelle noch, dass der einstige Bundespräsident Theodor Heuss den gleichen Spruch über Schleswig-Holstein gesagt haben soll, Mark Twain soll es über die Stadt Cincinnati im US-Staat Ohio und Gustav Mahler über Wien gesagt haben. In den Niederlanden hält sich zudem hartnäckig und wiederum entgegen jeglicher empirischer Evidenz das Gerücht, Heinrich Heine habe dies über Holland gesagt: „Das angebliche Heine-Zitat hat [dort] in vitaler Resistenz alle Attacken überlebt und erfreut sich [...] ungebrochener Beliebtheit“ (3, S. 24).

ge dunkle Winterabende und damit viel Zeit für Besinnung sprichwörtlich gekennzeichnet ist.

Bevor man einen Effekt diskutiert, sollte man sich vergewissern, dass er auch existiert. Die neuesten Daten zur Frage, ob früher alles besser war (Stand: Herbst 2016) sind eindeutig: Ja, der Effekt existiert. „Die Verunsicherung der 30- bis 59-Jährigen ist gewachsen, ihr Zukunftsoptimismus steil zurückgegangen“, kommentiert das Allensbach-Institut für Demoskopie eine Umfrage im Auftrag des Gesamtverbandes der Deutschen Versicherungswirtschaft, GDV, vom 1. bis 22. Juni 2016 von insgesamt 1100 Männern und Frauen im Alter zwischen 30 und 59 Jahren (1, 2). Dabei steigt der Anteil der Leute (im Vergleich zu 2013), denen es nach eigenen Angaben besser geht als früher (heute: 39 %, 2013: 35 %) und es sinkt der Anteil derjenigen, die angeben, es ginge ihnen schlechter als früher (heute: 20 %, 2013: 23 %). Dennoch hat sich die Bewertung der Aussichten für das nächste Jahr deutlich zum Negativen gewendet (► Abb. 1-2):

„Der Blick auf die jeweils bevorstehenden 12 Monate ist nun aber im Vergleich mit 2015 viel pessimistischer ge-

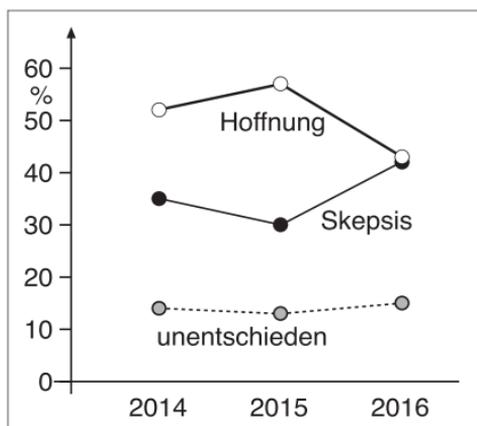


Abb. 1-2 „Ich sehe den kommenden Monaten entgegen mit Hoffnung (weiße Kreise), Skepsis (schwarze Kreise) bzw. unentschieden“ (graue Kreise; nach Daten aus 1).

färbt: Diesmal gaben nur noch 43 % an, hoffnungsvoll in die Zukunft zu blicken; vor einem Jahr waren es noch 57 %. Umgekehrt hat sich der Anteil der sorgenvoll gestimmten Menschen aus der ‚Generation Mitte‘ von 30 auf 42 % erhöht“ (2).

Als Gründe werden genannt – jeweils etwa von zwei Dritteln der Befragten – die Zunahme

- der Kluft zwischen Arm und Reich,
- der Terrorgefahr,
- der Fremden (Flüchtlinge) und
- der Fremdenfeindlichkeit.

Zudem hat die Angst der Deutschen vor dem Anstieg von Gewalt und Kriminalität in ihrem Umfeld (Gewaltverbrechen, Diebstahl, Einbruch, Anschlag im Inland) seit dem Vorjahr um 22 % zugenommen. In globaler Hinsicht fürchtet knapp die Hälfte der Bevölkerung einen Krieg. Sorgen bereiten zudem die Alterung der Gesellschaft und die Furcht vor einem geringeren eigenen Lebensstandard im Alter (60 %) sowie vor persönlicher Arbeitslosigkeit (29 %) und dem persönlichen Verlust der Ersparnisse durch Inflation (40 %). Der Anteil derer, die über mehr Stress (43 %) und Überforderung im Beruf (21 %) klagen, hat ebenfalls gegenüber dem Vorjahr um 15 % zugenommen.

So hoffnungslos erschien uns Deutschen die Lage seit den Terroranschlägen vom 11. September 2001 und der Finanzkrise von 2008 nicht mehr; und gerade im letzten Jahr ging es mit dem Pessimismus bergauf und mit dem Optimismus bergab.

Betrachtet man die Sorgen der deutschen Bevölkerung einmal ganz nüchtern, dann fällt auf, dass sie berechtigt sind. So nahm die Kluft zwischen Reich und Arm weltweit zwar im vorletzten und vor allem letzten Jahrhundert deutlich ab, seit etwa 1970 steigt sie jedoch weltweit wieder an und wird, glaubt man den Experten, dies auch bis ans Ende dieses Jahr-

hunderts weiterhin tun. Da Armut hierzulande vor allem Ungleichheit meint (sie ist relativ zum Median des Verdienstes aller definiert), wird also die Armut zunehmen. Selbst wenn durch ein Wunder alle Deutschen ab dem 1.1.2017 doppelt so viel verdienen würden als zuvor, wäre der Anteil der Armen unverändert (denn das sind diejenigen, die nur 60 % oder weniger vom Median des Einkommens aller Deutschen zur Verfügung haben). Das mag paradox klingen, ist jedoch aufgrund der Mathematik dahinter unausweichlich.

Dass die Terrorgefahr heute größer ist als sie es früher war – selbst in den Zeiten von Bomben in Nordirland (IRA) sowie Andreas Baader und Ulrike Meinhof (RAF) – wird kaum jemand bezweifeln. Nicht anders ist es mit den Flüchtlingen. Zwar hatten wir davon in der Vergangenheit (nach Ende des Zweiten Weltkriegs) schon deutlich mehr als im Jahr 2015, aber deren Zahl wird sich in den kommenden Jahrzehnten noch in einer Weise steigern, die uns heute unvorstellbar erscheint: Wenn es stimmt, dass bis zum Ende dieses Jahrhunderts die Erderwärmung so zugelegt haben wird, wie man es heute mit den vorhandenen Daten berechnen kann, dann steht in etwa 80 Jahren 2 Milliarden Menschen (den Bewohnern aller großen Küstenstädte sowie den Bewohnern von Ländern wie Holland, Louisiana oder den Malediven) das Wasser buchstäblich bis zum Hals, und sie werden sich aus genau diesem Grunde schon auf den Weg gemacht haben. Wenn nun aber eine Million Flüchtlinge die Europäische Union an den Rand der Zerreißprobe gebracht haben (mit bislang noch ungewissem Ausgang!), mag man sich gar nicht ausmalen, was 2 000 Millionen (das sind 2 Milliarden!) Flüchtlinge mit der Welt, wie wir sie kennen, machen. Der im Jahr 2016 allenthalben zu beobachtende kleinherzige Nationalismus (Stichworte: Brexit, AfD) jedenfalls stimmt einen hier für die in einigen Jahrzehnten in den Blick zu nehmende Zukunft wirklich nicht optimistisch!

So ergibt sich, das auch bei der Angst vor alledem (die ja selbst als eines der Probleme fungiert) die Hoffnung auf Entwarnung kaum gegeben werden kann – zumal die Akzeptanz einer psychiatrischen Lösung – Lithium, Benzodiazepine oder Haloperidol ins Trinkwasser – gegen Null gehen dürfte. Sie wird mittelfristig eher zunehmen, nicht zuletzt weil Einbrüche und die Ausgaben für Verteidigung tatsächlich zunehmen und der Wert des Geldes sowie die Wahrscheinlichkeit eines globalen Friedens tatsächlich abnehmen.

Aber ist es nicht eine Täuschung, dass früher alles besser war? Sagen das nicht alle älteren Menschen, ganz einfach deswegen, weil wir die Vergangenheit einfach prinzipiell eher mit der rosa Brille betrachten, wie das der Volksmund sagt? In der Tat spricht für diese Ansicht nicht nur die uns allen bekannte anekdotische Evidenz, dass das abhanden gekommene Urlaubsgepäck von heute die Partystory in zwei Jahren werden wird. Vielmehr wurde die Existenz einer solchen rosa Brille für Ereignisse in unserem Gedächtnis bereits vor 20 Jahren von US-amerikanischen Psychologen wissenschaftlich belegt. Sie führten Studien durch, bei denen 21 Probanden eine 12-tägige Europareise, 77 Studenten einen Kurztrip am Erntedankfest (Thanksgiving) oder 38 Studenten eine dreiwöchige Fahrradtour in Kalifornien unternahmen. „Die Kosten solcher Ereignisse werden für gewöhnlich in Dollar gemessen. Was man dafür bekommt hingegen sind Erfüllung, persönliche Belohnung und Erinnerungen“, schreiben die Autoren in typisch amerikanischer ökonomisierender Kosten-Nutzen-Analyse (5, S. 422, Übersetzung durch den Autor). Bei allen drei Studien ergab sich, dass das Erlebnis vorher und nachher positiver beurteilt wurde als während der Reise selbst. Betrachten wir nur beispielsweise die Fahrradtour: Ganze 5 % der Teilnehmer hatten vorher die Vermutung, dass die Erfahrung für sie enttäuschend sein könnte, wohingegen wäh-

rend der Tour volle 61 % enttäuscht waren. Hinterher konnten sich dann wiederum nur gerade einmal 11 % daran erinnern, auf der Tour enttäuscht gewesen zu sein. – Die rosa Brille scheint ganze Arbeit zu leisten!

Wissenschaftler aus den Niederlanden bestätigten 13 Jahre später in einer Studie an vergleichsweise älteren Probanden im Wesentlichen diese Ergebnisse (6). Die Autoren befragten 1530 Personen im Durchschnittsalter von 50 Jahren zu mehreren Zeitpunkten (in den Kalenderwochen 11, 19, 27, 35 und 43) danach, wie glücklich sie sich fühlten und zudem in der 35. Kalenderwoche, ob sie im Zeitraum zwischen der 27. und 35. Jahreswoche eine Urlaubsreise gemacht hatten (n = 974) oder nicht (n = 556). Heraus kam, dass diejenigen, die eine Urlaubsreise gemacht hatten, nachher, aber auch vorher schon glücklicher waren als die Nichturlauber, und dass ein Urlaub, sofern er „entspannt“ war, bis etwa zwei Wochen danach das Glück etwas steigert, übrigens unabhängig von dessen Länge.

Man hat sich viele Gründe überlegt, warum die rosa Brille wohl existiert, von der Freude vor und nach dem Ereignis, die sich auf dessen eher allgemeine Bedeutung bezieht, im Gegensatz zum ablenkenden nervenden Kleinkram während des Ereignisses, über den konstruktiven Charakter des Erinnerns bei grundsätzlich immer vorhandenem Bedürfnis nach Stärkung unseres Selbstwertgefühls bis hin zur Ausbalancierung unserer alltäglichen jeweils in der Gegenwart vorhandenen Existenzangst.

Aufgrund dieser sehr bunten Vielfalt an möglichen Ursachen der rosa Brille wundert es nicht, dass sie auch unterschiedlich beurteilt wird. Man kann sie als allgemeine Lebenserleichterung auffassen, die uns zudem sogar bekannt ist, weswegen wir dann eben auch Reisen unternehmen und Veranstaltungen besuchen: Wir wissen, schon vorher, dass wir hinterher schöne Erinnerungen haben werden, deren Gesamtheit ja dann nichts weniger ausmacht als

das, was wir „unser Leben“ nennen. Man kann der rosa Brille aber auch anlasten, dass sie zu falschen Entscheidungen führt: Das neue Auto, die neue Wohnung, der neue Arbeitgeber oder gar die neue Beziehung werden vergleichsweise zu optimistisch beurteilt, was Fehlentscheidungen begünstigt. Das Gleiche gilt, wenn ich die Vergangenheit zu positiv beurteile und daher meinen eigenen Fehlern geringere Bedeutung beimesse, als ich dies tun sollte (z. B. „bei Aktien lag ich bislang immer goldrichtig“). Die rosa Brille mag also dazu führen, dass ich aus Fehlern weniger lerne als ich könnte oder sollte: „Das andauernde Umschreiben der Vergangenheit in einem günstigen Licht kann bedeuten, dass wir den Herausforderungen der Zukunft in geringerem Maße gewachsen sind“, bemerken Mitchell und Mitarbeiter hierzu in ihrer abschließenden Diskussion (5, Übersetzung durch den Autor).

War also früher wirklich alles besser? – Ich persönlich neige zur Antwort „Vielleicht ein bisschen!“. Denn alles mit der Bemerkung „es bleibt ja eh alles, wie es ist“ auf die rosa Brille zu schieben und als Konsequenz untätig dem Lauf der Welt zuzuschauen, entspricht einfach nicht meinem Naturell. Ich mag nicht zusehen, wie die Welt den Bach hinuntergeht, dazu gefällt sie mir zu gut. Und vor allem meinen Kindern und deren Kindern auch.

Literatur

1. Anonymus. Große Allensbach-Umfrage: Wovor die Deutschen Angst haben. Bild.de, 8.9.2016 (<http://www.bild.de/politik/inland/umfrage/allensbach-wovor-die-deutschen-angst-haben-47719672.bild.html>; abgerufen am 10.9.2016)
2. Anonymus. In der mittleren Generation wächst die Zukunftsangst. FAZ, 9.9.2016, S. 19.
3. Kasten B. Alles 50 Jahre später? Die Wahrheit über Bismarck und Mecklenburg. Zwickau: Hinsdorff 2013.

4. Kampa D. Früher war Weihnachten später. Zürich: Diogenes 2011.
5. Mitchell TR, Thompson L, Peterson E, Cronk R. Temporal adjustments in the evaluation of events: the „Rosy View“. *Journal of Experimental and Social Psychology* 1997; 33: 421–448.
6. Nawijn J, Marchand MA, Veenhoven R, Vingerhoets AJ. Vacationers happier, but most not happier after a holiday. *Appl Res Qual Life* 2010; 5: 35–47.

2 Zerreißen oder zerrissen werden?

Digital disruptiv: Dysfunktional und destruktiv!

„Die Welle der Disruption rollt“¹ (► Abb. 2-1). Seit einiger Zeit hört man auf Fachtagungen, liest in Zeitungen und erfährt in Diskussionen, dass die digitale Technologie heute vor allem eines sei: *disruptiv* – also wörtlich übersetzt *zerreißend*. Damit ist gemeint, dass eine Neuerung bzw. eine Erfindung den Effekt hat, die Welt nicht nur zu verändern, sondern Teile der – bekannten – Welt überflüssig zu machen, sodass es diese Teile zerreißt und sie erstaunlich schnell verschwinden: Das Auto ließ die Pferdekutsche verschwinden, die CD die Schallplatte und MP3 samt iPod dann die CD. Als Computer erfunden wurden, nahm man bei IBM an, der Markt für diese Geräte sei sehr klein, weil man weltweit nur ein paar Geräte (Großcomputer, genannt *Mainframes*) brauche. Jahrzehnte später besitzt jeder einen Personal Computer (PC), und die Großcomputer sind verschwunden.

Ein weiteres oft angeführtes Beispiel ist die im Jahr 1892 gegründete Firma Kodak. Sie stellte Foto- und Filmkameras sowie Filme, Fotopapier und weiteres Zubehör her, war weltweit bekannt, riesengroß und sehr erfolgreich. Bereits 1975 wurde dort die erste Digitalkamera gebaut, man hielt sie aber für so schlecht, dass man sich lieber weiter

1 Nachzulesen bei Euroforum, einem Informationsanbieter im IT-Bereich, der zum „Disruption Day. Das ultimative Überlebenstraining“ am 29.9.2016 ins Schmidt Theater, Hamburg, einlud (<http://www.euroforum.de/disruptionday/whitepaper/?referer=QU:RGD&gclid=CJqtm43pi84CFUg8GwoduGwIow>, abgerufen am 24.7.2016).

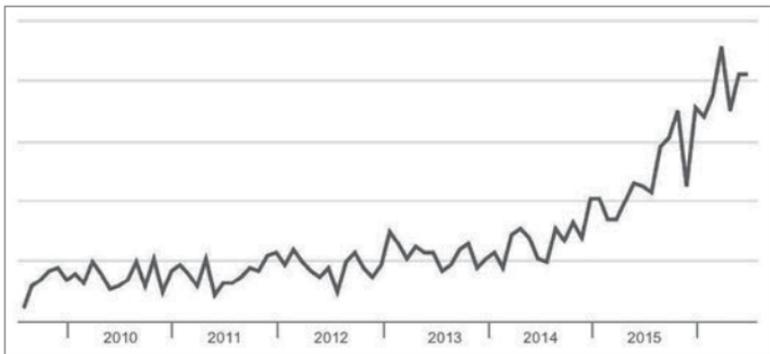


Abb.2-1 Interesse am Wort „disruptiv“ in den deutschen Medien von August 2009 bis Juli 2016 (nach Google Trends, abgerufen am 2.8.2016).

auf die konventionelle Fotografie konzentrierte – mit dem Effekt, dass es heute Kodak nicht mehr gibt.²

In jedem dieser Beispiele wurde nicht ein vorhandenes Produkt bzw. eine vorhandene Technik weiterentwickelt, sondern etwas völlig Neues geschaffen. „Wenn ich die Menschen gefragt hätte, was sie wollen, hätten sie gesagt: schnellere Pferde.“ Dieses Zitat von Henry Ford³ zeigt klar, worum es hier inhaltlich geht: Manche Neuerungen vollziehen sich nicht langsam und im Sinne einer Evolution (von schon Vorhandenem zu etwas Neuem), sondern wie eine Revolution. Das Alte verschwindet vollkommen und wird durch etwas ganz Neues ersetzt.

2 Es werden weder Kameras noch Filme produziert. Nur im Bereich des professionellen Drucks wird noch produziert. Eine 2013 gegründete Nachfolgefirma, Kodak Alaris, betreibt die Produktion von Filmen und Fotopapier (als „Nischenprodukte“) auf kleiner Flamme.

3 <http://www.henry-ford.net/deutsch/zitate.html>.

Diese Überlegungen sind hinlänglich bekannt. Neu hingegen ist der Gedanke, dass dies in ganz besonderem Maße für die digitale Technik (die „digitale Revolution“) zutrifft, dass durch sie vieles Alte so gründlich und schnell verschwindet, dass man für diesen Prozess das Wort „zerreißen“ („disruptiv“) verwendet und dass man dies ganz prinzipiell für gut und wünschenswert erklärt. Wie so mancher neue Name bewirkte auch diese Bezeichnung eines Prozesses („disruptive innovation“), eines allgemeinen Sachgebiets („disruptive technology“) bzw. einer Sache („disruptive product“) deren Verdinglichung, was dazu führt, dass man das Wort im Substantiv verwendet („this course is on disruption“, beschreibt jemand den Inhalt einer Lehrveranstaltung) und vor allem gedankenlos auf alles Mögliche überträgt. Man spricht mittlerweile sogar nicht mehr von der Digitalisierung von Schulen, Universitäten oder der Medizin, sondern von „disruptive education“, „disruptive university“ und „disruptive health care“. Das alles sei ebenso unvermeidbar wie es zugleich auch gut sei.

So zumindest behauptet es der Harvard-Ökonom Clayton M. Christensen in seinem Buch *The Innovator's Dilemma* aus dem Jahr 1997 (► Abb. 2-2) und in mehr als einem halben Dutzend weiterer Bücher (6). Er argumentiert, dass Manager gerade deswegen, weil sie dazu neigen, sich an den Wünschen der Kunden zu orientieren, zwar einerseits den Erfolg der Firma über Jahrzehnte sichern, andererseits jedoch neue Entwicklungen systematisch nicht mehr im Blick haben. Dadurch würden ihre früher „richtigen“ Entscheidungen nun falsch (was den Titel des Buchs erklärt).

Der Artikel *Disruptive Technologies: Catching the Wave*, den Christensen zusammen mit seinem Kollegen Joseph L. Bower im Jahr 1995 im *Harvard Business Review* publizierte (3), verfolgte die gleiche Argumentationslinie

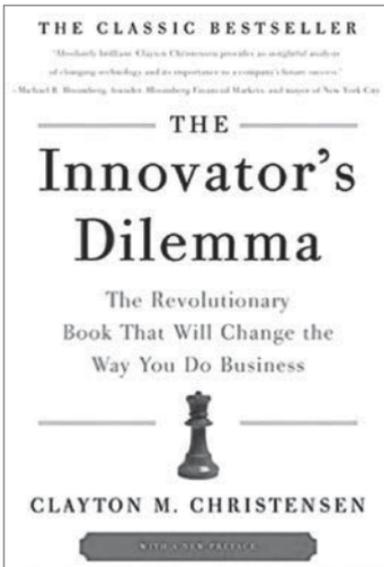


Abb. 2-2 Cover des Nachdrucks der Monografie *The Innovator's Dilemma* von Clayton M. Christensen aus dem Jahr 2011. Das Buch erschien im Jahr 1997 und wurde 1999 zum Bestseller – auf dem Höhepunkt der ersten *dot-com*-Börsenblase, die kurze Zeit später bekanntermaßen zerplatzte.

und machte die Idee weltweit bekannt. Im Gegensatz zum normalen (inkrementellen, evolutionären) Fortschritt, verändere eine disruptive Technologie nicht einfach eine schon existierende Technik, sondern revolutioniere einen ganzen Markt, schaffe einen neuen, und lasse einen alten untergehen. Dabei sind die neuen disruptiven Produkte anfangs oft nicht so gut wie die alten, beginnen zuweilen als billige Nischenprodukte, setzen sich jedoch dann plötzlich sehr rasch durch.

Man hat Christensen daher auch zuweilen mit Thomas Kuhn und dessen These von der (inkrementellen, evolutionären) „Normalwissenschaft“ im Gegensatz zu Paradigmenwechseln bei wissenschaftlichen Revolutionen verglichen (9). Gern und oft werden die Firma Apple und deren Produkte (grafische Benutzeroberfläche, iPad, iPhone) als positive Beispiele für disruptive Innovationen angeführt. Man sehe an ihnen deutlich, wie gut und erstre-

benswert es sei, wenn das Neue das Alte in der Luft zerreißt. Daher müsse man auf Disruption setzen, nicht zuletzt, um nicht selbst zerrissen zu werden: „Disrupt or be disrupted“ lautet daher auch das neue Mantra der Betriebswirtschaftler.

Ein Problem an der gesamten Argumentation von Christensen ist, dass man immer erst *hinterher* weiß, ob etwas Neues zu einer disruptiven Innovation geworden ist oder nicht. Eine sichere Vorhersage hierzu ist nicht möglich. So war beispielsweise das Apple Newton Messagepad (► Abb. 2-3) ein vollkommen neues, geniales Gerät mit einer ganzen Reihe nützlicher Eigenschaften (z. B. Erkennung der Handschrift) und Anwendungen und wurde – ein Flop! Fünf Jahre nach seiner Einführung wurde die Produktion des Produkts bzw. der Produktpalette von dem neuen (alten) Chef von Apple, Steve Jobs, eingestellt.

Christensens „Fälle“ sind zudem willkürlich ausgewählt und zeigen insbesondere, wie Unternehmen *scheitern* können. Sie zeigen *nicht*, wie sich Erfolg mit Notwendigkeit einstellt. Und wenn der Autor behauptet, dass es mit einem Unternehmen auch dann schiefgehen kann, wenn die Manager alles – vermeintlich – richtig machen (beispielsweise sich an den Kundenwünschen orientieren und die Produkte weiterentwickeln), dann drückt er aus, was wir alle längst wissen: Unglück passiert. So wundert es nicht, dass ein vom Autor bei der Gründung beratener 3,8 Millionen US-Dollar schwerer *Disruptive Growth Investment Fund* nach einem knappen Jahr pleite war. Ebenso wenig verwundert, dass er im Jahr 2007 mit seiner Einschätzung des iPhones („Das wird ein Misserfolg für Apple“) gründlich danebenlag. Dennoch schreibt der Autor im Vorwort der Auflage von 2011, dass „die Theorie der Disruption nach wie vor Voraussagen liefert, die ziemlich genau sind“ (8, Übersetzung durch den Autor). An Selbstbewusstsein mangelt es

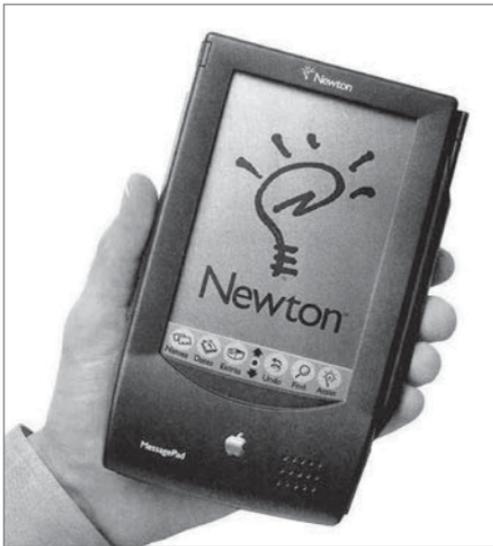


Abb.2-3 Der von seiner Herstellerfirma Apple als „personaler digitaler Assistent“ bezeichnete Newton war ein Vorläufer von iPhone und iPad. Er war konzipiert als „Kommunikationsmedium für alle“, das man immer dabei haben kann. Die Firma kündigte das Gerät im August 1993 wie folgt an: „Die ausgeklügelte Informationstechnologie und die vielfältigen Kommunikationsfunktionen des Newton MessagePads ermöglichen es Ihnen, Kontakt zu Freunden und Kollegen zu halten, Ihren Alltag zu organisieren und Ihre Ideen sofort festzuhalten. Sie können sich Notizen machen, Skizzen entwerfen, Briefe formatieren und ausdrucken, Daten mit Ihrem PC austauschen, Faxe versenden, Nachrichten und Dokumente empfangen sowie E-Mails und Online-Dienste abrufen. Die eingebaute Infrarottechnik erlaubt Ihnen sogar den Austausch von Visitenkarten mit Geschäftspartnern. Und wo auch immer Sie hingehen – Ihr leistungsstarker, weniger als ein Pfund leichter persönlicher Assistent ist stets in Ihrer Hosentasche mit dabei“ (16, Übersetzung durch den Autor).

dem Harvard-Business-Mann ganz offensichtlich nicht, an Selbstkritik dagegen schon. Auf eine Kritik seitens der Geschichtsprofessorin Jill Lepore seiner Universität⁴ reagierte er sehr emotional abwertend und zugleich mit wenig Inhalt (2).

Interessanterweise wurde das Buch trotz seiner vollkommen unzureichenden empirischen Basis, seiner argumentativen Schwächen und sogar Platttheit wie auch seiner offensichtlichen praktischen Unbrauchbarkeit (was hielten Sie von dem Hinweis eines Arztes: „Über die Prognose wird der weitere Verlauf entscheiden“?) über allen grünen Klee dieser Welt gelobt.⁵ – Warum?

Bei Licht betrachtet, geht es beim Thema Disruptivität um digitale Informationstechnik und deren Folgen auf Gesellschaft, Wirtschaft und den Einzelnen. Diese Folgen wurden in der Vergangenheit in sehr rosigen Farben gezeichnet: Innovation, Wachstum, Arbeitsplätze, Reichtum, Glück – all das versprach uns die „digitale Revolution“ noch vor wenigen Jahren. Die Fakten sehen jedoch anders aus: Auf die erste digitale Börsenblase folgte zwar eine Konsolidierung der Branche, die Goldgräberstimmung jedoch war vorbei. Schaut man sich die wirtschaftlichen Da-

4 „Diese Geschichtstheorie basiert auf der großen Furcht vor einem finanziellen Zusammenbruch, einer apokalyptischen Angst vor weltweiter Zerstörung und auf wackeligen Beweisen,“ kritisiert Lepore scharf (13, Übersetzung durch den Autor).

5 Die vielen 5-Sterne-Reviews des Buchs – wer möchte, kann das unter Bloomberg, Forbes und Wall Street Journal selbst nachlesen – verdeutlichen meiner Meinung nach vor allem eines: Die Kritiklosigkeit von Managern und Business-„Fachleuten“ gegenüber offensichtlich dummen Ideen, deren Sucht nach Neuem („wenn es neu ist, muss es gut sein“) und damit deren leichte Verführbarkeit. Genaue Analyse und kritisches Denken – Fehlanzeige!